



---

**Aus Freude am Lesen**

Als die alte Amalie Thygesen stirbt, jubeln viele in der Familie. Nur eine trauert ehrlich und ist entsetzt über die hasserfüllten Reaktionen, die selbst die Trauerfeier überschatten: Therese, die Enkelin. Sie hat ihre exzentrische Großmutter, die selbst im fortgeschrittenen Alter noch mit jedem Mann flirtete und zauberhafte Märchen kannte, geliebt. Aber kennt sie wirklich die ganze Geschichte? Während sie das Haus ihrer Großmutter ausräumt, erfährt sie immer mehr über Amalies bewegte Vergangenheit, und für Therese beginnt eine ungewöhnliche Spurensuche.

ANNE B. RAGDE wurde 1957 im westnorwegischen Hardanger geboren. Sie ist eine der beliebtesten und erfolgreichsten Autorinnen Norwegens und wurde mehrfach ausgezeichnet. Zuletzt mit dem Norwegian Language Prize und dem Norwegischen Buchhandelspreis. Mit ihrer Trilogie »Das Lügenhaus«, »Einsiedlerkrebse« und »Hitzewelle« schrieb sie sich auch in die Herzen der deutschen Leserinnen und Leser; ihre Romane erreichen eine Millionenaufgabe. Die Autorin lebt in Trondheim.

ANNE B. RAGDE bei btb

Das Lügenhaus. Roman (73868)

Einsiedlerkrebse. Roman (74022)

Hitzewelle. Roman (74161)

Mord in Spitzbergen. Roman (74438)

Die Liebesangst. Roman (74336)

Ich werde dich so glücklich machen. Roman (75366)

Anne B. Ragde

# Das Erbstück

Roman

*Aus dem Norwegischen  
von Gabriele Haefs*

**btb**

Die norwegische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel *Arsenikktårnet* bei Tiden Norsk Forlag, Oslo.

Dieses Buch erschien im btb Verlag bereits unter dem Titel *Der Arsenturm*.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*  
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2013

Copyright © 2001 by Anne B. Ragde

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by btb Verlag, in  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture / Arcangel; © iStockphoto / Casper  
Wilkens; © iStockphoto / Hedda Gjerpén

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74501-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de).

Für Mama  
und zur Erinnerung an Palle.



»Schau mich an«, sagte Oma. »Sag, was du siehst!«  
»Oma, ich sehe Oma«, erwiderte ich, nach einer Pause,  
in der ich nicht überlegt hatte, was ich sah,  
sondern, was ich sagen sollte.

*Ich sehe Oma.*

»Genau«, sagte sie. »Aber gerade darin irrst du dich,  
meine süße, kleine Therese.«





# Teil I

*Friede deiner Seele!  
Wir versenken  
deinen Staub in Liebe.*

Edith Reumert



*F*ür meine süße, kleine Therese, schrieb meine Großmutter auf ein Stück weißes Papier, das sie an einer Golduhr befestigt hatte. Die Uhr lag in ihrer Nachttischschublade, der Zettel war mit einem Gummi am Armband festgemacht.

Diese Wörter waren mit seegrüner Tinte geschrieben. Die Armbanduhr war einer von zwei Gegenständen, die sie mir vermachen wollte; mir und keiner anderen. Das Gummiband war rot und brüchig. Alle ihre Habseligkeiten waren mit Gummis umwickelt, sie schienen sorgfältig zusammengezurrut worden zu sein, um auf eine lange Reise oder einen Umzug mitgenommen zu werden. Wir fanden sogar Gummibänder um kleine Gläser mit zugeschraubten Deckeln, so als solle das *Glas an sich* zusammengehalten werden. Ich kann sehen, wie Omas kleine runzlige, krallenhafte Hände mit dem abblättrenden rosa Nagellack die Gummis um die Gläser wickeln – eine sinnlose Tätigkeit –, und ich kann hören, wie totenstill es derweil im Haus ist.

Es war die Verlängerung dieser Stille, auf die meine Mutter mich aufmerksam machen wollte, als sie am Telefon sagte:

»Mutter ist tot.«

Und dann lachte sie. Sehr lange. Ein lautes, schroffes Lachen mit keuchendem Atem.

»Oma ist tot?«

»Ja. Ist das nicht fantastisch?«

Der kleine Stian stand mit einem Stück Klopapier neben mir, ich hatte ihm gerade die Nase putzen wollen.

»Ist Oma etwa tot?«, rief er.

»Nein, nicht deine Oma«, sagte ich. »*Meine* Oma. Die Mutter deiner Oma.«

Ich klemmte mir den Hörer zwischen Kinn und Schultern und putzte Stian die Nase, drückte ein Nasenloch nach dem anderen zusammen. Auf jeder Seite zweimal blasen, eine gemeinsame Aktion seiner Nase und meiner Finger, die keine Worte brauchte. Danach lief er auf braunen, dünnen Beinen und mit eifrig wackelnden Ellbogen auf die Veranda hinaus.

»Ich höre, dass du dich freust, Mutter.«

»Ja. Ich bin so glücklich, Therese! Ich ... und Ib geht es auch so, er hat angerufen, wir sind so ... so ... Und du musst mit nach Kopenhagen kommen! Endlich können wir das ganze Haus durchsehen, können alle Schubladen und Schränke öffnen. Das wird fantastisch, Therese.«

»Ich kann mir im Moment keine Reise nach Kopenhagen leisten, Mutter.«

»Ich lade dich ein. Das wird fast wie ein Kurzurlaub. Und Ib hat doch Stian noch nie gesehen! Gott, wird das schön ...«

Wieder lachte sie, ein verirrtes Mädchenlachen, dem ich atemlos lauschte. Die langen Vorhänge vor der Balkontür bewegten sich leicht, so wie Vorhänge das im Spätsommer immer tun, so wie alle Vorhänge das zu allen Zeiten getan haben. Ich fing an zu weinen, gab mir aber alle Mühe, meine Mutter das nicht merken zu lassen.

»Lädst du mich wirklich ein?«

»Ja. Wirklich. Wir bekommen doch das *Haus*, Therese. Das wird kein Problem.«

Ich sagte, dass ich an diesem Abend nicht mehr bei ihr vorbeischauchen könne, dass das wirklich unmöglich sei, dass ich keinen Babysitter hätte. Sie fand sich sofort mit dieser Erklärung ab und erzählte, dass sie eine Flasche Wein öffnen, sich in

den Sonnenwinkel auf der Veranda setzen und richtig *feiern* wollte.

Ich sagte, bis dann, und blieb ganz still am Telefentisch sitzen. Ich legte die Hände in den Schoß und musterte sie. Wie viele Jahre hatte ich die Möglichkeit gehabt, sie den Hörer hochheben und Omas Telefonnummer wählen zu lassen? Oder einen Brief zu schreiben? Oder hinzufahren? Ich war neun Jahre zuvor von zu Hause ausgezogen. Neun Jahre lang hatte ich die Möglichkeit gehabt, mich gegen die Loyalität gegenüber meiner Mutter zu entscheiden. Auf jeden Fall hatte ich die Möglichkeit gehabt, es zu verbergen. Aber Oma hätte das nicht geschafft. Sie hätte sich den Triumph nicht verkneifen können. Sie hätte mich wie eine Trophäe vor Mutters Gesicht hin und her geschwenkt.

Stian vergaß alles, bis er im Kinderfernsehen sah, wie eine tote Katze beerdigt wurde. Er brach in Tränen aus. Er sagte: »Du bist traurig, du, Mama.«

»Weinst du deshalb?«

»Oma ist doch nicht tot?«

»Nein. Sie lebt, genau wie immer. Und weißt du was, wir fahren mit ihr zusammen nach Kopenhagen. Du und ich und Oma. Kopenhagen liegt in Dänemark.«

»Wo Oma gewohnt hat, als sie noch klein war?«

»Ja. Genau da.«

»Wo ihre Mama tot ist?«

»Ja.«

»Sehen wir sie dann? Wo sie doch tot ist?«

»Das weiß ich nicht. Ich glaube nicht. Möchtest du das?«

»Ist sie ganz weiß und hat sich zu einem Klumpen zusammengerollt?«

»Sie liegt bestimmt auf dem Rücken.«

»Die Katze, die tot war, lag wie ein Klumpen da. Die lag nicht auf dem Rücken.«

»Tiere liegen nicht so oft auf dem Rücken. Das liegt daran,

dass sie auf vier Beinen gehen. Menschen gehen auf zwei, deshalb liegen sie auf dem Rücken.«

Das hörte sich natürlich und logisch an, obwohl ich im Moment den Zusammenhang nicht durchschauen konnte. Aber Stian war mit dieser Antwort zufrieden. Seine Hand lag kurz und braun und krumm über der Armlehne des Sessels, in dem er saß. Er hielt es für selbstverständlich, dass sie dort lag und lebendig war, dass sie dort lag und auf ihn wartete, auf den Moment, in dem er beschloss, sie zu etwas zu benutzen.

»Du gehst aber nicht tot, Mama?«

»Nein. Spinnst du? Nie im Leben. Mama wird immer hier sein.«

Ich dachte, er würde darum bitten, in dieser Nacht in meinem Bett schlafen zu dürfen, aber das tat er nicht. Ich hätte mich gerne ganz und gar auf ihn konzentriert; mich seinem Schlaf angepasst, auf seinen Herzschlag gehorcht und gesehen, wie seine Augenlider im Traum zitterten. Aber stattdessen lag ich allein in der Dunkelheit, mit einem Schuldgefühl, das alle guten Erinnerungen an meine Großmutter überlagerte. Ich lag mit trockenen Augen in der Dunkelheit und spürte, wie überraschend warm es unter der Decke geworden war. Es war eine Wärme, die von meinem eigenen Körper stammte, eine Wärme, über die ich keine Kontrolle hatte. Endlich würde ich zu ihr fahren dürfen.

Ich wollte, dass Stian sich für den Rest seines Lebens an diese Reise erinnern könnte, und dass seine Erinnerungen ganz anders aussähen als meine. Ich wurde Zeugin seines äußerlichen Erlebens; er dagegen besaß den kleinen Körper, der zwischen Schopf und Fußsohle steckte. Ich erhielt meine Version des Verlaufs der Ereignisse, er die seine. Jede auf ihre Weise verließen unsere Geschichten die Wirklichkeit und wurden zu dem Widerschein. So wie meine Oma eine andere war als die Mutter meiner Mutter. So wie meine Liebe zu ihr existierte, vielleicht unverständlich für alle, außer für meinen Großvater.

Mutter hatte fieberheiße Augen, lachte laut und häufig und erlitt am Flughafen einen Anfall von Panik, weil wir unsere Pässe vergessen hatten, doch dann fiel ihr ein, dass wir ja nur nach Dänemark wollten. Sie entschuldigte sich damit, dass sie ein Gefühl im Leib habe, als solle es auf eine viel weitere Reise gehen. Während wir zum Einchecken Schlange standen, betrachtete ich Stian, sah, wie er ihre Hand suchte. Ich dachte daran, wie ich sie als Kind ebenfalls gesucht hatte, aber ich wusste auch, dass sie seine Hand auf eine ganz andere Weise anfasste, als sie das jemals mit meiner gemacht hatte. Und mich überkam plötzlich ein heißes Glücksgefühl, weil ich einen Sohn hatte und keine Tochter, weil ich keine künftige Mutter liebte und großzog, sondern einen Va-

ter. Über Väter weiß ich nämlich nichts, diese Rolle würde ich ihm also niemals verderben können.

Wir fanden unsere Plätze und schnallten uns an. Ich schloss die Augen und war plötzlich sechs Jahre alt, in neuen Ferienkleidern, mit der Puppe Liv in einem winzigen roten Koffer, unterwegs zu einer lebendigen Oma. Die Stewardess bemühte sich um das allein reisende kleine Mädchen, lächelte ihm beruhigend zu, versprach, es zum Kapitän zu bringen, wenn das Flugzeug erst seine Flughöhe erreicht hätte, und dann könnte es alle Knöpfe und Lämpchen sehen und feststellen, dass auch riesige Flugzeuge Scheibenwischer hätten.

Ich öffnete die Augen und sah, dass Stian auf dem Klapptisch ein Legoflugzeug zusammensetzte. Er hatte Limo und Aufkleber und einen SAS-Anstecker für seine Windjacke bekommen. Mutter saß neben ihm, auf der Gangseite. Sie trank mit gespreiztem kleinen Finger Kaffee, hatte die Augen zusammengekniffen und sagte, sie freue sich auf die erste Zigarette nach der Landung. Sie trug Gold mit türkisen Steinen in den Ohrläppchen. Diesen Schmuck hatte sie im Vorjahr in Marokko gekauft. Sie war zu Weihnachten hingefahren, um sich den ganzen Stress zu ersparen. Stian hatte geweint, als sie gefahren war, und das hatte ihr ein dermaßen schlechtes Gewissen verpasst, dass sie schon am ersten Tag in Marokko nur für ihn Kleider und Spielzeug gekauft hatte. Als sie am Heiligen Abend anrief, hatte Stian vergessen, dass sie verreist war, und glaubte, sie wolle sagen, dass sie auf dem Weg zu uns sei. Wieder brach sie unter ihrem schlechten Gewissen fast zusammen, als ich den Hörer übernahm, aber inzwischen hatte Stian sich schon in seine Geschenke vertieft. So wie jetzt: Mit sanften Händen und konzentriertem Blick fügte er die Legosteine auf dem Klapptisch zu einem Flugzeug zusammen. Er schwenkte es in der Luft und produzierte Flugzeuggeräusche, während Mutter abermals von der bevorstehenden Zigarette schwärmte. Kaffee zu trinken und mit Marmelade gefüll-



te Muffins zu verzehren, ohne den Geschmack danach mit einer Zigarette abzurunden, habe doch keinen Sinn, sagte sie, dann bekomme man nicht das, wofür man bezahlt habe.

Meer und Luft nahmen ein Ende, wurden zu plattem Land. Nordseeland, dann Amager und Kastrup. Die Räder setzten auf. Der plötzliche Luftwiderstand sorgte dafür, dass der Flugzeugrumpf sich ruckhaft bewegte.

»Kann man einfach Ib heißen?«, fragte Stian.

»In Dänemark heißen viele so«, sagte Mutter. »Und Frauen heißen Iben.«

Ich befestigte den Anstecker an seiner Windjacke und streichelte seine Haare und seine Wangen. Mutter fügte hinzu: »Auch Norwegerinnen heißen Iben, aber kein Norweger heißt Ib, ich kenne jedenfalls keinen. Aber in Norwegen heißen Männer Inge, und in Dänemark ist das ein Frauenname, und Kari ist in Norwegen ein Frauenname, aber in Finnland heißen nur Männer so.«

»Ich kenne aber sonst keine, die Ruby heißt«, sagte Stian.

»Wenn wir nach Dänemark kommen, heiße ich Ruuubi, nicht Rübi, wie zu Hause, Schätzchen. Ist das nicht witzig?«

Ich betrachtete ihr Profil. Es war straff und hoch erhoben. Nur ein wenig lockere Haut am Kinn verriet ihr Alter. Ihre Ohringe hüpfen im Takt mit dem Rucken des Flugzeugs. Stian schaute sie ebenfalls an, sagte aber nichts.

»Wir haben für Onkel Ib und Tante Lotte Ziegenkäse dabei«, sagte ich und strich ihm noch einmal über die Haare, er wich meiner Hand aus und machte Flugzeuggeräusche. »Der ist in Dänemark sehr teuer, und sie essen gern Ziegenkäse«, erklärte ich dann.

»Ist Dänemark *Ausland*?«

»Ja, das ist es.«

»Aber wir verstehen, was sie sagen. Die Wörter«, sagte Stian.

»Vielleicht nicht alle«, sagte ich.

»Ich hab Ohrenscherzen«, sagte er.

Oma habe bei ihrem Tod nur vierundvierzig Kilo gewogen, hatte Ib Mutter am Telefon erzählt.

Mutter, Ib und Lotte standen mitten in der Ankunftshalle, tauschten Umarmungen und schauten einander tief in die glücklichen Augen. Sie schienen zu tanzen. Ich dachte an die vierundvierzig Kilo, die für sie so wichtig geworden waren, denn jetzt handelte es sich dabei um eine tote Masse ohne Blutkreislauf. Vierundvierzig Kilo biologisches Material, fast achtzig Jahre alt. Sie umarmten einander und bewegten sich im Kreis, ohne gleich miteinander zu reden. Es sah aus wie eine Art Reigen. Ich stand mit Stian an der Hand daneben und fragte mich, wie die vierundvierzig Kilo in diesem Moment wohl aussahen.

Stian stand mitten im Chaos aus Willkommensgrüßen und Gepäck, Blumen, dänischen Papierfähnchen, Lachen, Liebkosungen, Menschen, die aufeinander zustürzten, anderen, die ganz allein dastanden und das Laufband anstarrten, das sich noch nicht in Bewegung gesetzt hatte. Hinter den großen Fenstern wartete Kopenhagen.

Ib riss sich als Erster los und streckte die Arme nach ihm aus. Stian drückte sich an mich und vergrub sein Gesicht in meiner Jackentasche, doch Ib hob ihn hoch und schwenkte ihn durch die Luft.

»Ich bin Onkel Ib!«, rief er. »Dein Onkel Ib!«

Lotte kam langsam die wenigen Meter, die uns trennten, auf mich zu. Sie tanzte noch immer, wollte mich auffordern, legte die Arme um mich und schwenkte mich hin und her, wie in einer Wiege. Sie sagte immer wieder, wie sehr sie sich freue, mich zu sehen. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, ihr Gesicht war weiß. In ihren Haaren leuchteten graue Streifen. Ich versuchte, eine alltägliche Bemerkung zu machen, konnte zum Glück aber darauf verzichten, denn da rief Mutter, dass das Gepäck unterwegs sei.

Lotte hatte den Tisch mit Blumen aus dem Garten dekoriert. Nicht mit weißen Beerdigungsnelken, sondern mit Astern und blühendem Bambus. Alle Bambuspflanzen auf der ganzen Welt blühen gleichzeitig auf dem ganzen Erdball, und das offenbar nur alle hundert Jahre, und jetzt blühten sie. Sie boten keinen sündhaft schönen Anblick, aber sie standen in ihrer Vase als ein aufeinander abgestimmtes biologisches Phänomen, das wir bewunderten und bestaunten. Wir aßen dänisches Fleisch in unversehrter und zermahlener und geräucherter und gekochter und marinierter Form und tranken kalifornischen Rotwein aus Karaffen mit weit aufgerissenem Hals.

»Die leeren Flaschen lassen sich dann noch als Blumenvasen verwenden«, sagte Lotte.

Mutter lächelte und kaute mit offenem Mund. Ihre Ohrringe baumelten. Sie sorgte dafür, dass Stian genug auf dem Teller hatte, dass er keine rohen Zwiebeln essen musste, weil ihm davon die Nase brannte. Sie sagte, sie freue sich schon darauf, nachher zum Haus zu gehen. Lotte fand, wir könnten dort schlafen, wo sie selber so wenig Platz hatten. Sie hatte die Betten für uns bezogen und im Badezimmer geputzt.

»Dass wir nachts jetzt endlich schlafen können«, sagte Lotte. »Dass Ib nicht im Schlafanzug aufs Fahrrad springen muss, weil ihr das Feuerzeug unters Bett gefallen ist oder weil sie ihre Brille nicht findet, obwohl sie sie vor der Stirn sitzen hat, oder weil sie glaubt, dass im Garten ein Mörder lauert.«

»Ein Mörder?«, fragte Stian.

»Nicht wirklich«, sagte ich.

Großmutterns Haus lag nur zwei Blocks weiter. Mutter schien die Vorstellung, nach all den Jahren wieder dort schlafen zu sollen, weiter nichts auszumachen. Sie leerte ihr Rotweinglas und hatte rosa Flecken oben auf den Wangen. Ihre grauen Augen wurden kohlschwarz. Sie war blond und schön. Sie sagte, sie fühle sich so frei.

»Ja, was glaubst du denn, wie *wir* uns fühlen?«, fragte Ib und lachte schrill. »Wo wir sie doch die ganze Zeit am Hals hatten!«

»Ach«, sagte Mutter, ein Ach, in dem sich Anerkennung für die geleistete Arbeit und eine gute Portion schlechtes Gewissen verbargen, das sie ihnen voller Großzügigkeit zeigen wollte.

Stian lächelte und aß und wich meinem Blick aus. Er hatte offenbar beschlossen, die Laune der Menschen nachzuahmen, die ihm am nächsten standen. Er war zu klein, um zu begreifen, dass er mir gehörte, nur mir. Vor einigen Tagen war ich Nr. 3 gewesen, jetzt war ich Nr. 2. Die Zeit rückte mir auf die Pelle. Das, was im Norwegischen »føflekk« heißt, also Geburtsfleck, heißt auf Dänisch »modermærke«, Muttermal. Bei diesem Begriff wird die Frau enger mit der Geburt in Verbindung gebracht. Auf Norwegisch wird dieser Zusammenhang zu einer Selbstverständlichkeit, die Mutter hat ein Kind mit einem Flecken geboren. Ich aß Fleisch und trank Rotwein und kostete das Ritual hinter der Mahlzeit aus und dachte, dass Familien wie Staaten sind, mit einer politischen Leitung und Hierarchien, und dass es Gefühle gibt, zu denen man verpflichtet sein müsste. Aber was hilft es, solange man die Gefühle nicht aus den Leuten herausschütteln kann, wie Münzen aus einer Spardose. Meine Großmutter hatte immer zu meiner Mutter gesagt: »Geh weg, von dir will doch niemand etwas wissen.«

Es war schon dunkel, als wir satt und leicht beschwipst an den Hecken entlang zu Großmutter's Haus wanderten. Es war eine europäische Dunkelheit mit dem Geruch von Straßenstaub und Hausgärten, in denen welches Laub und Zweige in Ölfässern verbrannt wurden. Ib hatte noch eine Flasche Rotwein mitgenommen. Er schwenkte sie vor und zurück und ging mit fröhlichen, jugendlichen Schritten. Ich fürchtete schon, er könnte die Flasche irgendwo zerbrechen, an einem Straßenschild oder einem offenen Gartentor.

Stian war müde, er hing fast mit seinem ganzen Gewicht an meiner Hand. Zottige Disteln und rot glühender Mohn lugten unten aus den Hecken hervor. Streunende Katzen liefen vor uns über die Straße, eine Straße, die ganz anders aussah als eine norwegische. Der Asphalt war heller und löchriger, und die Bürgersteige waren mit Platten belegt. Die Gartenzäune waren aus Metall, nicht aus Holz. Die Grundstücke waren platt und viereckig, die Häuser aus Stein. Die Häuser waren auch kleiner als die norwegischen, sahen nach mehr aus, mit der Veranda vorn, und sie verschwanden fast zwischen den vielen Hecken und Bäumen. Ib schwenkte die Flasche und erzählte von Omas Nachbar, der auf seiner Seite nie die Hecke schneiden wollte, worauf Oma von der Gemeinde Hilfe geholt und sich vor zwei Jahren mit dem Nachbarn auf ewig verfeindet hatte. Die Ewigkeit hatte für Oma also zwei Jahre gedauert. Ib hatte auf Omas Seite geschnitten, gewissenhaft, wie alle Dänen sind, oder wie sie es sein sollten. Die dänische Hecke ist ebenso heilig wie die heimischen vier Wände. Eine Hecke, die nicht auf beiden Seiten beschnitten wird, ist eine vernachlässigte Hecke, die in sich zusammenbrechen wird. Es kann an die zwanzig Jahre dauern, bis eine neue herangewachsen ist. Ich frage Ib, womit der Nachbar sich entschuldigt hatte, aber das wusste er nicht, er konnte nur erzählen, dass es sich um ein junges Paar mit kleinen Kindern handelte, und dass Großmutter behauptet hatte, sie stritten sich oft.

Ich konnte verstehen, dass Oma keine streitsüchtige Familie mit kleinen Kindern durch eine schütterere Hecke lügen lassen wollte, durch die Dornröschenhecke, von der sie sich wünschte, dass sie vor dem hundertjährigen Schlaf dicht und gewaltig hochwuchs.

Stian quengelte jetzt, seine kleinen Turnschuhe schleiften über den Boden. Ich nahm ihn auf den Arm. Er roch so, wie sich das gehört. Ich fühlte mich wieder warm und glücklich, als ich an ihm schnuppern konnte, und ich war froh darüber, dass ich es

getan hatte. Wir wollten doch nur in Omas Haus übernachten, mehr nicht, und ein wenig Wein trinken. Der Tag war zu Ende, und Lotte hatte die Betten für uns bezogen und im Badezimmer geputzt, daran dachte ich jetzt. Und daran, wie sehr ich meine Großmutter geliebt hatte. Ich hatte gerade die vollkommene Unberechenbarkeit geliebt, die niemals die auffälligste Eigenschaft einer Mutter sein darf. Die Rücksichtslosigkeit und die Freiheit, Begriffe, die ich damals nicht kannte, die ich aber beobachten konnte. Schroffe, lebhaftige Bewegungen. Ihre Arme, die in vielen beweglichen Stoffen verschwanden, am liebsten in rosa Seide und Tüll.

Das Haus war kleiner als in meiner Erinnerung. Die helle, unebene Mauer niedriger. Omas Pergola, einst ihr großer Stolz, war überwuchert von wildem Wein, Efeu und blühenden Kletterrosen. Aber auch wenn sie überwuchert war (wie es sich für eine Pergola ja eigentlich gehört), wirkte sie doch vernachlässigt. Sie wies klaffende Löcher auf. Die Stängel wanden sich nicht richtig um die Balken. Unter einer Pergola müsste man bei strömendem Regen sitzen können, ohne nass zu werden, ohne anderen Schutz als den des Blattwerks. Jetzt hingen die Stängel fast bis auf den Boden, man konnte drauftreten. Ich nahm an, dass in der Pergola auch ein ganzes Spinnenheer hauste.

Ich wollte Stian sofort ins Bett bringen. Er würde mit mir auf dem breiten Sofa in dem kleinen Schlafzimmer hinter den Wohnzimmern liegen. Lotte hatte zwei von Großmutter's Puppen auf die Bettdecke gesetzt. Ich hob die eine an mein Gesicht und nahm denselben Geruch wahr wie aus Omas Paketen, die sie bis zu Großvaters Tod nach Norwegen geschickt hatte. Es war immer derselbe Geruch, der Briefen, Geschenken, Packpapier anhaftete. Und dieser Puppe. Ich nieste dreimal hintereinander. Stian lachte schläfrig, mit geschlossenen Augen, seine Hände waren noch immer schmutzig, obwohl ich sie gewaschen

hatte. Sie waren viel zu schmutzig für die weiße Bettdecke mit den Tupfen in Rosa, Omas geliebtem Rosa. Ich ließ die Puppe los und nieste weiter. Mutter kam ins Zimmer.

»Du niest ja vielleicht«, sagte sie ohne Mitgefühl in der Stimme, es klang eher, als hätte ich einen Farbfleck auf der Nase, den ich im Spiegel übersehen hatte. »Hast du Heuschnupfen?«

»Ich hatte in meinem ganzen Leben noch keinen Heuschnupfen«, antwortete ich zwischen zwei Niesanfällen.

»Wieso kriegt Heu denn Schnupfen?«, fragte Stian und ballte seine kleinen Fäuste, wie Kinder das eben tun, eine locker geballte Faust auf jeder Seite seines Kopfes.

»Heu kriegt Schnupfen, wenn es regnet«, sagte Mutter, seine Oma, und lachte. Aber er war wohl schon eingeschlafen.

Ich nieste weiter und ging ins Wohnzimmer. Ich merkte, dass Ib mir ein Glas Rotwein reichte. Fast wäre es mir auf den Boden gefallen. Meine Tränen flossen. Mutter zählte mein Niesen und lachte. Als sie bei dreißig angekommen war, stellte ich das Glas ab und ging ins Badezimmer. Ich spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht, in die Augen, ich feuchtete ein Handtuch an, dachte daran, dass Geschirrtücher auf Dänisch »viskestykke« heißen, also Wischstück, und endlich war Schluss mit der Nieserei.

Meine Augen waren zu schmalen roten Schlitzern geworden. Ich drückte meinen Nasenrücken zusammen und dachte an damals, als Mutter von Großvaters Tod erfahren hatte, sie hatte Nasenbluten bekommen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte es eingesetzt. Oma hatte unsere Nachbarn angerufen. Wir hatten kein Telefon. Wir standen bei den Nachbarn in der Diele, und das Blut strömte nur so aus ihr heraus. Sie trug eine gelümmte Kittelschürze, sie entdeckte das Blut erst nach einer ganzen Weile, die Nachbarin musste sie darauf aufmerksam machen.

Mein Gesicht sah im Spiegel weißgrün aus. Das lag sicher am Licht und am Mangel an Farben; weiße Fliesen von der Decke bis zum Boden, weißes Waschbecken, weiße Badewanne, weiße

Regale, weiße Handtücher, nur ein dunkelbrauner Toilettensitz aus Mahagoni brach das viele Weiß. Ich atmete tief durch und wusste, dass ich in diesem Haus nur schlafen könnte, wenn ich Stian unter der Decke ganz fest an mich drückte.

Als ich ins Wohnzimmer ging und mir dabei das Handtuch an die Augen hielt, sagte ich: »Nimm die Puppen weg, Mutter, ich glaube, es liegt an ihnen.«

Später hörte ich zu und trank bis zur Benommenheit. Ib und Mutter redeten. Mutter wollte sichergehen, dass das Krankenhaus wirklich begriffen hatte, welche Art von Trauerfeier sie sich wünschten. Oder eben nicht.

»Aber ich konnte nicht verhindern«, sagte Ib, »dass in der Zeitung eine Todesanzeige erschien. Und da steht auch, dass die Beisetzung am Donnerstag stattfindet.«

»Verdammt«, sagte Mutter.

»Ich konnte das nicht verhindern, hab ich doch gesagt! Aber sie hatte kaum noch Kontakt zu den Alten.«

»Weißt du«, sagte Mutter. »Jetzt muss ich es fast erzählen. Vor ungefähr einem Jahr hat sie mir einen Brief geschickt. Den hatte sie geschrieben, als sie getrunken hatte ... Prost!«

Sie hob das Glas und leerte es. Sie sprach jetzt mit immer stärkerem dänischem Akzent; öffnete den Rachen und saugte die Töne hinein. Die Flasche war schon fast leer. »... und da standen die Namen von drei Männern«, sagte sie nun, »ich hatte keinen davon je gehört. Sie behauptete, alle drei seien tot. Aber einer von ihnen sei aller Wahrscheinlichkeit nach mein Vater gewesen.«

Ib beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die Knie. »Aber Schwesterchen, hast du das überprüft? Die Namen? Ob sie ...«

»Nein, ich wollte nicht. Sie hat mir doch so viele Namen genannt. Die von allen möglichen Schauspielern, lebenden und toten. Aber in diesem letzten Brief ... ich hatte seit Papas Tod nichts mehr von ihr gehört.«



»Du hättest unbedingt ...«

»Ich habe ihn weggeworfen. Und die Namen vergessen.«

Er ließ sich wieder zurücksinken. »Diese Thalia, diese Thalia«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Und jetzt wird sie uns zweihundert Kronen kosten. So viel verlangt das Krankenhaus.«

»Keine Plakette«, sagte Mutter. »Oder wie das nun heißt.«

»Ich weiß. Ich habe schon Bescheid gesagt. Die Urne geht direkt zu den *Anonymen*.«

»Von mir aus können sie die Asche auch von der Knippelsbro streuen. Oder damit die Tauben auf dem Kongens Nytorv füttern«, sagte Mutter und lachte schrill.

»Das ist leider verboten.«

»Sie kann ja neben Papa landen. Neben deinem Vater«, sagte Mutter.

»Und auch deinem. Er war auch dein Vater, Schwesterchen.«

»Ja, das habe ich doch auch geglaubt ... sehr lange.«

»Aber der Herr möge verhüten, dass er von den Toten auferweckt wird ... von ihr!«

Sie lachten. Mutter starrte die leere Flasche an. Die wenigen brennenden Wandlampen tauchten ihr Gesicht in ein goldgeflecktes Licht, ein junges Licht. Vor allem ihre Augen sahen jung und blank aus, wie die eines Teddybären. Hinter ihr lagen Omas rosa und schwarz bestickte Sofakissen.

»Auf seiner Beisetzung«, sagte Ib langsam und mit einem höhnischen Halblächeln, als werde er jetzt gleich einen Witz erzählen, deshalb wusste ich, dass die Geschichte von Oma handeln würde, nicht von Opa.

»Als sie da in der ersten Reihe saß«, sagte er, »und in ihren Krokodilstränen badete, um ihn in den Ofen und die Asche danach ins *Unbekannte* zu schicken ... da kam Kristen herein. Du weißt doch, der Älteste von Tutt und Käse-Erik, und sie drehte sich um und entdeckte ihn. Die Kirche war voller Menschen, aber sie rannte durch den Mittelgang auf ihn zu. Vermutlich wusste sie, dass das ihre letzte Möglichkeit zu einem kleinen öf-

fentlichem Drama war. Sie rannte also auf ihn zu und schrie *Kristen, Kristen, ich habe meinen Ernährer verloren!*«

»Herrgott! Drama bis zur letzten Minute!«, sagte Mutter.

»Drama, ja! Lotte, weißt du noch, wie der Wind ein Loch in ihre Markise gerissen hat?«

»Ja, danke«, sagte Lotte. »Ein zehn Zentimeter langer Riss, das war alles.«

»Und sie heulte und schrie am Telefon herum und jammerte: *Der Sturm zerstört mein Heim!*«, rief Ib.

Sie mussten sich beide zur Seite neigen, um ungehindert lachen zu können, ich selber lachte über den Tisch gebeugt, wegen Stian. Ich beobachtete dieses Lachen, sah mir an, wie es rein physisch produziert wird, dass die Luft stoßweise gegen die Stimmbänder gepresst wird, um dann den Hals hochgeschoben zu werden. Und der Mund: Der wird zu beiden Seiten ausgedehnt. Und die Augen werden ein wenig zusammengekniffen, wie bei grellem Sonnenschein. Es kann zu einem heftigen Schmerz in den Schläfen führen, wenn wir uns unseres eigenen Lachens so klar bewusst sind.

Nichts von allem, was ich sagen könnte, wäre eine Lüge, sondern einfach nur eine andere Version der Geschichte, der Art, wie ich sie erlebt hatte. Denn ich war die Auserwählte gewesen. Ich war durch ihr Haus getrippelt und eine Prinzessin gewesen, so sehr Prinzessin, dass Mutters Stimmungen mich nicht beeinflusst hatten. Ich wurde eines Abends von ihrem Weinen geweckt. Sie lag in Omas Haus in ihrem alten Bett und weinte in der Dunkelheit. Ich drehte mich um und schlief weiter. Es ging mich nichts an, bedrohte mich nicht. Ich würde in der Sekunde, in der ich erwachte, wieder Omas kleine Prinzessin sein. Der Wohnblock in Norwegen war unendlich weit weg, und wenn Opa nach Frederiksberg radelte, um sein Porzellan zu bemalen – der kleine unsichtbare graue Opa mit seiner flachen Ledertasche, die an der Stelle ausgebeult war, wo seine selbst geschmierten Brote la-

gen –, und wenn Mutter allein in die Innenstadt ging, dann tanzten Oma und ich mit wilden Armbewegungen durch die Zimmer. Sie brachte mir bei, Gedichte zu deklamieren, sie gab mir einen Satz nach dem anderen, hüllte mich in Tüll und Samt, befestigte Kameenbroschen an meinem Hals und Glitzer in den Ohren, gab mir Lippenstift.

»*Groß war ihr Glück im Musentempel ...*«, setzte Oma an.

»Grouß woar ieer Glück im Muosentemmmel«, wiederholte die Prinzessin mit erhobenem Kinn und stahlhartem Blick.

»*Der Ballettmeister drückte den letzten Stempel ...*«

»Der Ballettmaaster drückte den lätzen Stemmel.«

»*Stempel!*«, sagte Oma.

»Lätzen Stemmel.«

»*Ihr auf, und kaum war das geschehen ...*«

»Ih rauf und koam woar das gescheeen.«

»*Schon wollte alle Welt sie sehen.*«

»Schoun wollte alle Wält sie seeen.«

»*Ei, was bist du tüchtig, mein kleines Mädchen. Du gehörst auf die Büühne!*«

Ihr selber war das Traurige, das Tränentriefende am liebsten, das Publikum sollte aus vollem Herzen weinen. Sie wollte das Schluchzen hören, das unterdrückte Stöhnen. Sie wollte in den dunklen Saal hinausblicken und die feuchten Taschentücher ahnen, wie weiße Tupfen, Symbole für ihre Tüchtigkeit, weiße Flaggen als Symbol der Hingabe, ich kann nicht mehr, ich kann diesen Schmerz nicht ertragen, diese Feinfühligkeit. So, erklärte sie, sollte das Publikum denken, sollte flehen, sollte sie bitten, bald aufzuhören.

Sie hätte sie jetzt sehen sollen, wie sie in ihrem eigenen Wohnzimmer saßen und lachten. Hier waren nicht viele Taschentücher zu sehen, nur mein eigenes feuchtes Wischstück nach dem Niesanfall. Ich hätte auf einen Stuhl steigen und laut das Gedicht aus meiner Handtasche vortragen sollen, abgeschrieben aus einem Buch, das meine Großmutter mir vor einigen Jahren ge-

schickt hatte. Oma zog die Höhe vor, wenn Pathos angesagt war. Sie konnte sich mitten beim Essen erheben, auf einen Stuhl steigen, beide Hände an ihr Schlüsselbein legen und die rotweinglänzenden Augen zur Decke hochwandern lassen, eine blonde und damals mollige kleine Gestalt, zu der ich beglückt hochlachte, und ich klatschte in die Hände, während die anderen sie baten, wieder herunterzukommen. Sie blieb aber immer oben, bis sie fertig war.

Ich weiß nicht, was ich mir beim Abschreiben gedacht hatte, vielleicht, dass ich es in der Kapelle vortragen könnte. Ich sagte Gute Nacht. Sie registrierten das kaum. Sie lachten über etwas anderes, über eine neue Erinnerung. Ich putzte mir die Zähne und wusch mir schwarze Wimperntusche von der Wange. Ich klammerte mich an den Solidoxgeschmack, ich fischte das jetzt zerknüllte Blatt aus der Tasche und ging in den Garten. Die anderen merkten nicht einmal, dass die Haustür hinter mir ins Schloss fiel. Und dort, unter der Pergola, las ich das Gedicht vor, und ich wusste, dass ich es donnerstags nicht in der Kapelle würde vortragen können. Ich flüsterte, und trotz der fehlenden Resonanz konnte ich Pathos in die Worte legen und die richtigen Stellen betonen. In meinen Ohren klang es Dänisch. Dänisch und weich, mit einer heißen Kartoffel im Mund – kartoffelweich:

*Dein Puls hat das Schlagen nun eingestellt,  
wir konnten nicht einmal Lebwohl dir sagen,  
doch alle guten Freunde auf dieser Welt  
stehen um dein Lager in diesen Tagen.  
Friede deiner Seele! Wir senken  
deinen Staub in Liebe.*

Wenn ich nüchtern gewesen wäre, hätte ich jedes einzelne »wir« und »unser« durch »ich« und »mein« ersetzen können. Ich weinte und hob einen Zweig der Kletterrose hoch und steckte ihn zwischen die anderen Zweige, aber meine Nase war noch immer

so verstopft, dass ich den Duft der Blüten kaum wahrnehmen konnte.

Das hätte ihr gefallen. Ja, es hätte ihr gefallen. Meine Darbietung und die Vorstellung, dass ich in Oslo gesessen und mühsam dieses Gedicht abgeschrieben hatte, aus dem Buch, das sie mir selber geschenkt hatte. Sie hätte in die Hände geklatscht und mich überall gestreichelt, wo mein Kostüm das zuließ, und sie hätte mir einen *sucré d'or* geholt und ihn zwischen meine lippenstiftroten Lippen geschoben. Ich hätte das Bonbon meine eine Wange ausbeulen und es dann von Oma in die andere schieben lassen. Wir hätten laut und ekstatisch zusammen gelacht, ohne dass sie meinen Blick losgelassen hätte.

Großmutter hatte an fast allen ihren Habseligkeiten weiße Aufkleber mit Namen angebracht. Auf der Rückseite der Gemälde befanden sich lange Namenslisten, Kritzelschrift auf der Leinwand, lange Kolonnen aus durchgestrichenen Namen, und ganz unten der Name, der ihr im Moment der liebste war. Derselbe Name tauchte oft mehrere Male in einer Reihe auf. Sie konnte diesen Menschen um drei Uhr nachts zum Plaudern anrufen haben, und wenn er dann nicht reagierte, dann war sie zu dem ihm zugeordneten Bild getaumelt, hatte den Namen gestrichen und einen neuen hinzugefügt. Mehrere der erwünschten Erben seien schon tot, meinte Ib. Sie lachten über die vielen Namen und hatten durchaus nicht vor, Rücksicht auf Omas Wünsche zu nehmen. Mutters Anteil an den Bildern wollte Ib mit der Fähre nach Norwegen schaffen lassen.

»Als ob wir nach Charlottenlund fahren und Käse-Erik ein Bild eines Reitpferdes überreichen würden!«, sagte Mutter und schwenkte das Gemälde.

»Der ist übrigens auch tot«, sagte Ib. »Die sind alle tot.«

»Wirklich? Käse-Erik mochte ich gern. Der gehörte doch zu den Normalen.«

Weißer Aufkleber fanden wir in Mengen, bereit zum Gebrauch. Sie hatte sie offenbar abgerissen und durch neue ersetzt, je nach Lust und Laune. Oder sie hatte einen kleinen Zettel beschrieben

und mit einem Gummiband befestigt, wie bei der goldenen Uhr, die doch nicht aus echtem Gold war. *Für meine süße, kleine Therese.*

Im Haus wimmelte es nur so von Gemälden. Als wir sie von den Wänden nahmen, zeichneten sich die Quadrate sauber und weiß auf den Tapeten ab. Mein Name stand auf keinem Gemälderücken. Am Ende war nur noch ein Foto übrig, weder Mutter noch Ib hatten sich die Mühe gemacht, auf der Rückseite nachzusehen. Das Glas war zerbrochen. Das Foto sah dunkel aus, denn es hing neben der Gartentür, wo das Licht an ihm vorbei ins Zimmer fiel und ihm deshalb eine zwielichtige Belanglosigkeit verpasste. Man musste dicht davor stehen bleiben, um es zu bemerken, und das tat ich jetzt: Ich betrachtete den nackten Frauenleib, der vor drei dicht aneinander gedrängten schwarz gekleideten Frauen fast bis zum Zerbrechen gedehnt wird. Es war provozierend und schön, unverständlich und beunruhigend. Der schmale Rahmen war tiefrot, aus gesprungenem Kirschbaumholz. Ich nahm das Foto vorsichtig von der Wand und hielt es ins Licht.

»Was steht auf der Rückseite?«, fragte Lotte im Vorübergehen.

Ich drehte das Bild um. Therese. Keine Reihe von wütend ausgestrichenen Namen, sondern nur dieser eine: *Therese*. Ich sagte es laut.

»Dann gehört es dir«, sagte Lotte.

»Ist das wahr? Aber das müssen doch Mutter und Ib entscheiden«, sagte ich.

»Ib! Ruby! Therese kann doch sicher das Bild haben, das neben der Gartentür hängt? Das Pornofoto mit dem zerbrochenen Glas? Wo ihr Name hinten draufsteht!«

»Dieses Bild hab ich noch nie ausstehen können«, sagte Mutter mit Zigarettenrauch in der Stimme.

»Greif nur zu«, sagte Ib.

»Kann ich es wirklich haben?«

»Aber sicher, Therese. Die *Hexe* wollte es doch so.«

Es gehörte also mir. Mein Bild. Ich ging in die Küche, holte mir ein Messer und befreite das Bild von den Glasscherben und dem alten Rahmen. Es war auf Pappe montiert, ich würde es mit Leichtigkeit in mein Gepäck stecken können. Ein wenig Papier würde zum Schutz ausreichen.

Ich dachte an einen neuen Rahmen, es sollte zu Hause im Wohnzimmer hängen, wegen des Kontrasts wollte ich die Wand dahinter möglicherweise seegrün streichen, ich wollte mir auch ein altes Bild von Oma suchen und daneben hängen. Das Seltsame war, dass ich mich absolut nicht daran erinnern konnte, dieses Foto schon einmal gesehen zu haben, als ich klein war und hierher zu Besuch kam. Vielleicht lag es daran, dass ich als Kind die erotischen Untertöne nicht aufgefangen hatte. Es war auch mehr als Erotik, was in diesem Motiv lag, in diesem Stillleben aus Menschen. Ich studierte die Füße der nackten Frau, den Spann, die Höhe und die eleganten Fingerspitzen, wie die einer Balletttänzerin. Stian kam angerannt und stieß mit mir zusammen. Ich wies ihn auf eine für mich ungewöhnlich scharfe Weise zurecht. Das hier musste ich beschützen. *Dieses Bild habe ich noch nie ausstehen können . . .*

Ich lehnte es vorsichtig an das Sofa, das ich mit Stian teilte. In diesem Moment jagte vor dem Fenster ein schmutziger, heruntergekommener, streunender Hund vorbei. Der Hund war gelb und hässlich. Oma hätte eine Hand voll Koks nach ihm geworfen. Sie hatte Haustiere nicht leiden können. Aber Pferde hatte sie geliebt. Wenn uns Pferde begegneten, die in Ruhe auf der Straße standen und auf etwas warteten, dann streichelte sie ihnen das Maul, schmierte ihr Gesicht daran, flüsterte kleine Wörter, die ich nicht hören konnte. Katzen und Hunde dagegen konnte sie nicht ausstehen. *Die klammern*, sagte sie immer.

»Wer kriegt den Fernseher?«, hörte ich Mutter im Wohnzimmer fragen.

»Die Müllabfuhr«, sagte Ib. »Der ist schwarzweiß.«



Omas Fernsehabeude waren ein Erlebnis. Die *Vorbereitungen* auf Omas Fernsehabeude nahmen den ganzen Tag in Anspruch. Sie sah nicht jeden Abend fern, aber wenn sie sich erst einmal dazu entschlossen hatte, dann wurde es zu einer alles verschlingenden, totalen Aktivität. Es wurde gebacken und eingekauft. Eiswürfel wurden hergestellt, das Silbertablett, auf dem das Sodawasser stand, musste geputzt werden, und alle Kissen auf dem Sofa und die Schlummerdecken wurden im Garten ausgelüftet. Die Aschenbecher wurden gespült, ihr kleiner Mosaiktisch wurde verschoben, denn mitten im Zimmer sollte der Fernseher stehen, das Sofa musste in den dazu passenden Winkel gerückt werden. Die Pumpflasche, die aussah wie das Manneken Pis, wurde gewaschen und für mich mit *Orangeade* gefüllt. Wenn man auf den Knopf auf dem Sockel drückte, pisste das Manneken Pis ins Glas. Es sah wunderbar aus. Und ganz zum Schluss, wenn Gläser und Flaschen und Kekse und Eisbehälter und Aschenbecher und Manneken Pis auf dem Tisch aufmarschiert waren, dann wurden alle Lampen gelöscht, der Telefonstecker herausgezogen und die Vorhänge vorgezogen, falls draußen noch ein Rest Tageslicht zu sehen war.

Wir lagen da wie in einem Meer aus Kissen und Decken, in einem flimmernden schwarzweißen Licht, mit dem Mund voller guter Dinge und Orangeade, und Omas Atem roch immer mehr nach Schnaps und Mentholzigaretten. Wir sahen uns alles an, Männer, die über uninteressante Dinge redeten, Reportagen von Bauvorhaben, Außenpolitik. Oma hatte über jede einzelne Person, die auf dem Bildschirm auftauchte, ihre Meinung. Einer hatte kein Kinn, ein anderer war offenbar ein Lügner, ein dritter hatte keine Frau, denn sein Schlips war *verdreckt*, ein vierter ließ ihre Augen leuchten und verträumt aussehen, denn er hatte Ähnlichkeit mit einem alten Bekannten.

Mutter hasste die Fernsehabeude, vor allem, wenn Oma das Manneken Pis spülte und ich am Spülbecken herumlungerte und aufgeregt über die Geschichte des echten Brüsseler Springbrun-

nens erzählte. Oma berichtete mir von dem Vater, der seinen Sohn verloren hatte, und wie die ganze Stadt nach dem Kleinen suchte. Der Vater versprach, ein Standbild seines Sohnes zu stiften, das diesen so zeigte, wie er gefunden worden war.

»Was wäre passiert, wenn er *Pupu* gemacht hätte, als sie ihn gefunden haben?«, fragte ich dann immer, während Oma mit offenem Mund und tanzender Zunge lachte. »Oder in der Nase gebohrt?«

»Gott sei Dank hat er eben nur gepisst«, sagte Oma. »Schlimmer wäre es ja gewesen, wenn er geschlafen hätte.«

»Wieso denn? Schlafen ist doch nicht schlimm.«

»Aber so langweilig!«, erwiderte sie. »Und überleg doch mal, was das für eine öde Statue ergeben hätte! Und woher sollte dann das Wasser strömen? Und woher du deine Orangeade bekommen?«

Mutter setzte sich mit Illustrierten ins Nähzimmer oder verließ das Haus und ging spazieren. Ich hatte den Verdacht, dass Oma ihre Fernsehabeude inszenierte, um Mutter loszuwerden, und deshalb machte ich an solchen Tagen einen großen Bogen um Mutter, in der stummen Angst, sie könne mir die Teilnahme am abendlichen Fest verwehren.

Oma hielt mich liebevoll im Arm, zwischen Kissen und Decken, während wir die Männer anstarrten. An Frauen im Fernsehen kann ich mich einfach nicht erinnern. Es muss welche gegeben haben, aber Oma überging sie wohl schweigend. Sicher ist das die Erklärung. Einmal standen wir in einem Laden, wo Mutter und Oma Lebensmittel kauften und alle freundlich waren und lachten, und wo der Kaufmann mir ein Stück Schokolade reichte, doch danach auf der Straße war Mutter wütend. Sie schimpfte Oma aus.

»Du alte Katze!«, sagte sie. »So zu flirten! Sich dermaßen anzubieten!«

Oma warf ihre Einkaufstasche nach Mutter. Die Tomaten kulerten, das Brot fiel in Sand und Schmutz, die Butter wurde in ei-

ner Ecke zusammengepresst, eine Büchse Vanillecreme fiel auf die Straße, und der Deckel ging ab und gelbe Creme quoll heraus. Ich wusste, was Flirten war, meine Barbie machte das dauernd. Ich ließ sie kehlig lachen und die Haare nach hinten schleudern. Oma hatte gelacht, aber meines Wissens nicht ihre Locken geschleudert. Ich ging in die Hocke und konnte einen Finger in die Creme und dann in den Mund stecken, ehe Mutter mich hochriss. Sie weinte, Oma weinte nicht. Und Mutter sagte, aber nicht zu mir: »Du glaubst, du seist die einzige Frau, die einzige. Und alles drehe sich nur darum und um dich!«

Ich sehe sie draußen im Garten sitzen. Warme Gartenabende ohne Fernseher. In einem blauen Kleid, das unter ihren Bambussessel geweht wird. Ihre Knöchel mit den Muttermalen. Ein Glas in der Hand. Die Flaschen auf einem kleinen Tisch aus milchig grünem Glas und Bambusrand. Mutter wütend im Haus. Oma bewegungslos im Sessel, abgesehen vom Glas, das zu ihrem Gesicht hoch und wieder nach unten wandert. Ich kann sie sagen hören: »Du musst gern hier bei mir sitzen, Therese. *Du ja.*«

Ach, dieses dänische *müssen*, das ich als Kind nie so recht verstanden habe ...! Wenn Mutter sagte, du musst dies nicht und das nicht, dann hatte das einen Sinn. Ich sollte das nicht tun, das klang logisch, obwohl das dazugehörige Verbot mich nicht immer gleichermaßen überzeugte. Aber wenn man *musste* ...! Das war schlimmer. Dann durfte man, aber im dänischen *müssen* lag auch eine Aufforderung, die überzogen wirkte und nichts mit nicht dürfen zu tun hatte. »Ich muss pissen!«, konnte ich sagen, und darauf antwortete Oma: »Ja, sicher, aber da brauchst du doch nicht um Erlaubnis zu bitten!« Was ich ja gar nicht getan hatte! Oder wenn sie sagte: »*Du musst*«, mit der Betonung auf dem falschen Wort. Das machte mich unsicher und erweckte in mir den ersten Hauch von Verdacht, dass Wörter nicht das waren, als das sie sich ausgaben.

»Wir halten zusammen«, flüsterte ich. »Wir kümmern uns nicht um deine Tochter.«

Ihre Fingerspitzen, feucht vom beschlagenen Glas. Die Hecke, die vor uns und um uns herum himmelhoch aufragte. Die Vögel, die zwischen den Zweigen herumschwirrten. Der warme Wind, die Sonne, die als schmale Scheibe mit gelben, beweglichen Flecken unterging. Die offene Gartentür, die zu Mutter führte. Der Essensgeruch aus dem Nachbarhaus. Der Salzwassergeruch vom Strand. Das eine oder andere Auto, das auf der anderen Seite über die Straße fuhr, dort wo man unter der Pergola durchgehen musste, wenn man hinwollte. Das Plätschern des kleinen Springbrunnens, wo ein Satyr in der Mitte saß. Das blaue Kleid, das immer wieder unter den Sessel geweht wird. Dünne Fesseln und schmale Füße mit lackierten Zehennägeln. Die umeinander geschlungenen Füße, terrakottabraun. Und es konnte vorkommen, dass sie sich energisch über die Brüste strich. Wenn ich fragte, warum, dann antwortete sie: »Um festzustellen, ob sie noch immer da sind.«

Wo war Opa? Ja, wo war Opa? Niemals da, weder im Garten noch im Wohnzimmer, wenn ein Fernsehabend kam. Er war gewissermaßen unsichtbar, saß in seinem Arbeitszimmer, mit Büchern und Mustern und Zeichnungen und Malgeräten, ein seltenes Mal am Klavier. Oma hielt ihn für ein medizinisches Wunder, da er sich taub stellen konnte, ohne sich die Ohren zuzuhalten. Er habe Ohrenlider, sagte sie, Lider, die sich in seinem Kopf schlossen und die Welt aussperrten.

»Er wird es nie zu etwas bringen«, sagte sie. »Niemals werden sie ihm ein Porzellanmuster abkaufen. Die wollen Muscheln und blaue Blumen, den alten Dreck, Schluss aus.«

Ich hatte keine Ahnung von seiner Arbeit. Vielleicht wusste auch Oma nicht mehr. Er fuhr jeden Tag mit seiner Tasche zur Königlich Dänischen Porzellanfabrik in Frederiksberg; er kam nach Hause, aß und verschwand in seinem Arbeitszimmer. Das Porzellan, das schon damals in der Vitrine gestanden haben

muss, war für ein Kind uninteressant. Omas Verachtung, an die kann ich mich erinnern: »Ein schnöder *Kopist* ...«

Wenn sie mehrere Stunden getrunken hatte und sich nur noch sehr langsam bewegen konnte, ging sie ins Haus und holte etwas zu Essen. Dann rief sie, ich müsste mit ihr essen. *Müsste*. Es war immer dasselbe. Gin und Tonic verursachten immer denselben Hunger, auf Schwarzbrot mit weißem Schmalz. Das Schmalz enthielt kleine knusprige Speck- oder Zwiebelstücke. Sie beschmierte das Schwarzbrot großzügig damit. Nach Norwegen schickte sie jedes Jahr zu Weihnachten Büchsen, *Dosen*, mit weißem Schmalz. Dort gab es das nicht zu kaufen. Ich fand es wunderbar, während ich Butter verabscheute. Die ganze Mundhöhle wurde fast gelähmt, wenn sich beim Kauen das Schmalz wie eine Haut darüber legte. Sein Geschmack war mild und glatt, wie der von rohem Eigelb. Und abends wurde es immer sehr spät, aber Mutter schickte mich nicht ins Bett. Wenn Oma trank, durfte ich lange aufbleiben, hin und her laufen, mehr Eis holen, im Schrank auf dem Flur nach einer weiteren Zigarettenpackung suchen. Dort lagen in Zellophan eingeschweißte Stangen.

Plötzlich wusste ich, warum ich die Wand seegrün streichen wollte, damit sie zum Bild passte: Omas Zigarettenpackungen waren seegrün gewesen. Sie schrieb mit seegrüner Tinte. Obwohl sie Rosa liebte, war Seegrün die Farbe, die ich am stärksten mit ihr verband. Während Opa blau war. Kobaltblau.

Ich ging ins Wohnzimmer und schaute mir den Porzellan-schrank an. Er war bis zum Rand mit von Opa bemaltem Porzellan gefüllt, das sie nicht mit den Namen von erwünschten Erben ausgezeichnet hatte. Sicher hatte sie sich dabei allerlei gedacht, hatte sagen wollen: Ist mir egal, wer das bekommt, greift einfach zu, für mich hat es keinen Wert, das ist einfach blödes Porzellan, das Mogens bemalt hat, ich mag mir nicht mal überlegen, wer es erben könnte ... obwohl sie gewusst haben muss, wie wertvoll diese Sammlung war.

Die Gemälde waren keinen *roten Heller* wert, abgesehen von den Gipsrahmen. Ib hatte erzählt, irgendwelche Verwandten von Omas Familie mütterlicherseits hätten sie gemacht, Leute, die sie nie kennen gelernt hatte. Als Kind hatten sie keinen Kontakt gehabt. Aber Oma hatte eine Todesanzeige gesehen und war dann auf der Beerdigung aufgekreuzt und hatte sich eine kleine Erbschaft aus einem Nachlass erjammert, auf den keine direkten Erben Anspruch erhoben. Es war ein überwältigender, reichhaltiger Nachlass, der trotzdem nur gerade die Schulden in der Bank decken konnte, wie sie dort erfuhr. Aber sie bekam sehr viele Gemälde. Die Anwälte waren sicher erleichtert, als sie den Kram los waren. Der Bank gönnten sie die möglichen Einnahmen nicht. Die Bilder waren schön, im Stil von Monet, mit schwimmenden Seerosen und Sommerschatten durch Laubwerk und Pavillons, die sich in kleinen Buchten spiegelten, und Menschen mit wehenden Gewändern, die kleine Hunde an der Leine führten und mit Rüschen besetzte Sonnenschirme in der Hand hielten. Es gab auch mehrere Pferdebilder. Pferde mit Reitern, Pferde vor einem Wagen, Pferde, die einen Pflug über einen Acker zogen. Aber zweifellos waren diese Bilder ohne Wert. Den amateurhaften Stil erkannte selbst ich. Es waren Liebhabermalereien, entstanden aus einer entspannten oder gelangweilten Stimmung heraus, keine Seele, die nach individuellem künstlerischem Ausdruck schrie, hatte sie sich abgequält.

Ein seltsames Testament – das dem Tand größere Aufmerksamkeit zollte als dem Porzellan. Sie musste diese Bilder geliebt, sie als eine Art wehmütigen Sieg über eine Kindheit und eine Herkunft betrachtet haben, die sie niemals besitzen konnte. Ich weiß, dass sie 1922 von zu Hause weggelaufen war, mit fünfzehn. Das hatte sie mir nach dem Tod meines Großvaters einmal geschrieben, nachdem Mutter es nicht mehr über sich brachte oder es nicht mehr nötig hatte, Kontakt zu ihr zu halten. Sie schrieb es fast als Aufforderung – ich war damals an die sieb-

zehn –, als solle ich ihrem Beispiel folgen, ich weiß nicht. Hätte ich durchbrennen sollen, um zu ihr zu kommen?

»Dann nehmen wir die Puzzlespiele. Ich habe zwei Müllsäcke gefunden, reicht das?«, rief Ib aus dem Nähzimmer. Mutter rannte zu ihm hinüber, barfuß, heulend vor Lachen.

»Die Puzzlespiele, ja! Die hatte ich fast vergessen! Es wird mir ein wahres Vergnügen sein, sie in Müllsäcke zu stopfen. Am liebsten würde ich ein Freudenfeuer damit veranstalten!«

Die meisten waren in die Schachteln zurückgelegt worden, auseinander gepflückt, nachdem sie sie einmal vollendet hatte. Viele aber waren auf Karton geklebt worden, mühsam und präzise, wie im Triumph. Winzige Teile. Drei- oder fünfhundert oder sogar tausend pro Spiel.

Zwei volle Säcke mit Puzzlespielen.

»Vielleicht würde sich eine Kinderstation in einem Krankenhaus darüber freuen«, schlug ich vor.

Sie lachten mir ins Gesicht, wie aus einem Munde: »Ha!«

»Puzzlespiele?« Stian stand mit interessierter Miene vor uns. Der Einzige hier, der nüchtern war. Ib und Mutter hörten auf zu lachen. Sie tauschten einen Blick.

»Vielleicht möchtest du eins?«, fragte Ib. »Zur Erinnerung an deine ... *Urgroßmutter?*«

Sie fanden einen von fröhlichen Menschen umstandenen Oldtimer, im Hintergrund grüne Hügel und blaues Meer, vermutlich ein irgendwo an der Riviera aufgenommenes Foto. Das hätten sie wissen sollen, diese Leute, die lachend das Auto umstanden und sich arglos fotografieren ließen, dass sie eines Tages von einer Puzzlespielmaschine zerhackt werden würden, quer durch ihr Gesicht, im Zickzack über ihren Leib, die Fingerspitzen abgeschnitten.

»Aber damit warten wir, bis wir wieder zu Hause sind«, sagte ich. »Sonst kann uns ein Stück verloren gehen. Vielleicht sogar das allerwichtigste.«

Nach ein paar Stunden verflog ihr Elan. Lotte lockte mit Essen und verschwand schon früher. Und nach *Schweinebraten* und großen Mengen Rotwein gingen Mutter, Stian und ich zum Schlafen zurück zu Omas Haus.

Ich konnte sie im Wohnzimmer hören, nachdem ich mit Stian ins Bett gegangen war. Und ich beschloss, mich schlafen zu lassen, nicht aufzustehen, um mit einer mutterlosen Tochter allein zu sein. Eine Mutter war mehr als genug. Ich schlief ein und träumte, dass Oma mit mir sprach. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber sie flüsterte: *Weiter, als dass wir im selben Moment lachen und weinen, können wir Menschen es nicht bringen.*



Ich erwachte an einem neuen Tag und spürte, dass das Haus voller Menschen war, den Menschen, die hierher gehörten, und einem Menschen, der nie wieder durch diese Zimmer gehen würde. Stian lag nicht neben mir. Ich war allein und war nur ich selber. Es war halb zwölf, ich hatte ungewöhnlich lange geschlafen. Ich zog mich an und ging hinaus in den Garten. Stian war in etwas in der Hecke vertieft, er winkte mir mit einem Arm gleichgültig und abweisend zu. Mutter hatte den Kopf in den Springbrunnen gesteckt, sie trug alte fliedergrüne Gummihandschuhe und gehörte einwandfrei hierher.

»Warum magst du das Bild nicht?«

»Guten Morgen. Welches Bild?«

»Guten Morgen. Das, das ich gestern bekommen habe. Das Foto.«

»Das von der Nutte?«

»Das weißt du nicht. Ob sie eine Nutte war.«

»Es ist ein altes Bild. Nackte Menschen gab es damals nur auf Gemälden, nicht auf Fotos. Es war unerhört. Mein Vater hat es gehasst.«

»Und du auch.«

Sie richtete sich auf und sah mir ins Gesicht. »Das war typisch für meine Mutter, es aufzuhängen. Eine Provokation. Sie haben sich deshalb gestritten.«

»Aber du? Warum gefällt es *dir* nicht?«